

Festschriften sind wichtig – auch die für Brigitte Sindelar. Vom Wert einer oftmals unterschätzten Textgattung

von

Bernd Rieken

Festschriften sind vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften verbreitet. Hinsichtlich ihres Wertes ist die Wissenschaft indes geteilter Meinung. Kritisches liest man etwa im Vorwort zur Festschrift des Politologen Franz Walter, die für sich beansprucht, es natürlich ganz anders als andere zu machen:

„Eine Festschrift, so mag der Außenstehende an dieser Stelle einwenden, ist nun aber doch nichts Außergewöhnliches, dergleichen gibt es schließlich wie Sand am Meer. In der Tat: Jeder durchschnittlich bedeutende Hochschullehrende wird zu irgendeinem runden Geburtstag jenseits der fünfzig mittlerweile mit einer solchen Ehrung bedacht. Da schreiben dann in der Regel – abhängig im Wesentlichen von der fachwissenschaftlichen Vernetzung des Geehrten – mehr oder weniger prominente Fachkollegen von mehr oder weniger exzellenten Universitäten kürzere oder längere Texte; angesiedelt in Themenbereichen, zu denen der Jubilar irgendwann in seinem langen Forscherleben einmal gearbeitet hat“ (Micus & Butzlaff, 2016, S. 1).

Andere Autoren, die Festschriften einen prinzipiellen Wert zugestehen, erwähnen zunächst ebenfalls Argumente, die gegen diese Textsorte sprechen. So heißt es in einem Beitrag des Kirchenhistorikers Jörg Seiler:

„Neben Lexikonartikeln rangieren Beiträge in Festschriften und Sammelbänden im unteren Beliebtheitsbereich auf der Skala für wissenschaftliche Publikationen. Besondere Meriten, so scheint es, kann man hier nicht erwerben. Entsprechende Aufsätze gelten landläufig als beliebig. Man könnte besser auf sie verzichten, um so der überbordenden Wissenschaftsproduktion zu wehren. Wissenschaft ist tatsächlich keine Massenware. Bereits publizierte Thesen und Ergebnisse bedürfen nicht einer nochmaligen Darstellung. Quantität beschädigt hier immer die Qualität“ (Seiler, 2010, S. 89).

Auf einen anderen Aspekt lenkt der Volkskundler Michael Simon die Aufmerksamkeit:

„Festschriften genießen in der akademischen Welt einen ambivalenten Ruf. Manchem gelten sie als ein Ort eher zufälliger, randständiger, oft viel zu privater oder selbstgefälliger Äußerungen, die für einen auf Innovation und Kompetitivität ausgerichteten Wissenschaftsbetrieb entbehrlich sind“ (Simon, 2021, S. 427).

Schaut man sich Kritiken genauer an, dann werden vor allem jene Festschriften beanstandet, welche, wie es in der Literatur heißt, einen „Artikelfriedhof“ darstellen:

„Sie enthalten Beiträge von Autorinnen und Autoren, die zwar eine inhaltliche Schnittmenge mit den Werken der zu ehrenden Person haben, die aber letztlich eher den Charakter eines leicht überarbeiteten Manuskriptes haben, das bereits andernorts veröffentlicht worden ist“ (Hannappel & Fries, 2020, S. 9).

Ferner wird kritisiert, dass mitunter Texte von geringer Qualität publiziert werden, die man möglicherweise anderweitig nicht unterbringen konnte und die anderenfalls in der Schublade verstaubt wären. Aber bessere und schlechtere Texte findet man überall, auch in „normalen“ Sammelbänden und selbst in peer-reviewten Zeitschriften, was wenig zu überraschen braucht, wenn man einmal das Peer-review-System kritisch unter die Lupe nimmt, wie es etwa Alfred Barth, Psychologe an der Sigmund Freud Privatuniversität Linz, in seiner Monografie „Publish or Perish! Ein Schwarzbuch der Wissenschaft“ deutlich gemacht hat (Barth, 2019).

Berechtigt ist die Kritik an Festschriften aber dann, wenn sie ein bloßes Sammelsurium darstellen, abzulesen daran, dass die Aufsätze nicht thematisch, sondern alphabetisch nach den Namen der Beitragenden bzw. Beiträger geordnet werden. Insofern ist der schlechte Ruf mancher Sammelbände und Festschriften nicht ohne Berechtigung. Das lässt sich indes vermeiden, wenn man eine innere Ordnung und Sachlogik anstrebt, um die einzelnen Aufsätze bestimmten Themen zuzuordnen und sich gleichzeitig darum zu bemühen, einen roten Faden für das gesamte Buch zu entwickeln. Das ist ein bedeutender Aspekt, ein anderer ist die Entkräftung jener Kritik, welche lautet, Aufsätze in Festschriften würden in der Dunkelheit der Bibliotheksbestände verschwinden. Das galt wohl früher, aber heutzutage existiert durch digitale Suchmaschinen kein Unterschied mehr zwischen Festschriften und anderen Sammelbänden, weil auch jene mittlerweile thematisch verschlagwortet werden. Das gelingt dann besser, wenn eine inhaltliche anstelle einer alphabetischen Ordnung der Artikel vorgenommen wird. Und wenn diese Festschriften zusätzlich im Rahmen einer etablierten Buchreihe erscheinen, ist die Wahrscheinlichkeit noch größer, dass die darin versammelten Artikel in der Wissenschaft Gehör finden.

Außerdem ist es im Regelfall so, dass die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren, die angefragt werden, einen Beitrag zu einer Festschrift zu verfassen, sich Mühe geben, „etwas Gescheites“ zu schreiben, um es einmal volkstümlich auszudrücken. Denn bei Festschriften ist es nicht allein ein inhaltlich-thematisches Interesse, dass jemanden motiviert, einen Aufsatz zu verfassen, sondern im Regelfall auch ein

persönliches, weil man die zu ehrende Person im Laufe seines oder ihres Wissenschaftslebens persönlich kennengelernt hat.

Und damit kommen wir zu einem anderen Aspekt, der Festschriften zu einem wertvollen Gegenstand der Betrachtung macht und der sie gegenüber allen anderen Publikationsarten auszeichnet. Sie bieten nämlich, um noch einmal Michael Simon zu zitieren, „die Chance, Forschungsbeziehungen und wissenschaftliche Netzwerke transparent werden zu lassen, die sonst leicht zu übersehen sind, obwohl deren Kenntnis für den Fachdiskurs und wissenschaftsgeschichtliche Nachforschungen eine erhebliche Rolle spielt“ (Simon, 2021, S. 427). Soziologisch formuliert: Die Wissenschaft als soziales System hat „eigene Formen und Mechanismen der Konstruktion und Erhaltung von Solidarität ausgebildet. Die Festschrift ist die Materialisierung eines solchen Ausdrucks von Gruppenbeziehungen“ (Dimbath, 2020, S. 36f.).

Man kann das auch ethnologisch formulieren: Jede Institution, deren Mitglieder durch eine bestimmte Weltanschauung miteinander verbunden sind, sind in gewisser Hinsicht ähnlich organisiert wie archaische Stammesgesellschaften. Dazu zählen zum Beispiel politische Parteien, psychotherapeutische Ausbildungsvereine oder wissenschaftliche Einrichtungen. Diese sind als soziokulturelles System dergestalt organisiert, dass ihnen die Bedingungen zum Selbsterhalt innewohnen, damit sie Wissen und Weltanschauung weitergeben können. Der Sozialwissenschaftler Donald T. Campbell formuliert das folgendermaßen:

„Eine wissenschaftliche Gemeinschaft muß die Rekrutierung der neuen Mitglieder und die Belohnung der alten Mitglieder so gut betreiben, daß junge Mitglieder Interesse daran finden, eine lebenslange Bindung an diesen Bereich einzugehen; damit erscheinen zugleich Plackerei und schmerzvolle Initiationsriten als gerechtfertigt. [...] Für den Zusammenhalt der Gruppe bedarf es sozial engagierter Förderer, die für ihre Rolle belohnt werden müssen“ (Campbell, 1985, S. 260f., zit. nach Dimbath, 2020, S. 37).

Das geschieht mithilfe einer Gabe: „Das Ding, das als Gabe bekommen wurde, das erworbene Ding im Allgemeinen verbindet den Geber und den Erwerber magisch, religiös, moralisch, juristisch miteinander“, wie es Marcel Mauss in seiner klassischen Monografie über die Gabe in archaischen Gesellschaften formuliert (Mauss, 2006, S. 15). Psychologisch statt ethnologisch ausgedrückt: Die Gabe ist emotional aufgeladen, das gilt für den Gabenspende wie für den Gabenempfänger. Und dafür eignet sich eine Festschrift in besonderem Maße. Was soll man sonst schenken? Uhren, Schwerter oder Geld, wie es früher der Fall war (Dimbath, 2020, S. 34)? Da Wertschätzung in der Wissenschaft mit der Würdigung von Publikationen zu tun hat, ist „ein eigens gewidmetes Buch eine adäquate Möglichkeit, jemandem eine große Ehre zuteilwerden zu lassen“ (ebd.). Somit wird gleichzeitig ein Kontrapunkt gesetzt zu den rationalen und sachbezogenen Verhältnissen heutiger Universitäten, da das Festschriftenwesen durch persönliche Beziehungen charakterisiert ist (s. Hannappel & Fries, 2020, S. 16).

Festschriften sind, so lässt sich zusammenfassen, eine Textgattung, die für die Wissenschaft und ihre Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Die Kritik an ihr hat möglicherweise auch

einen psychologischen Aspekt, denn man könnte einmal untersuchen, ob eine Ursache für die Ablehnung darin bestehen könnte, selber keine Festschrift erhalten zu haben.

Bevor wir uns aber in Spekulationen ergehen, wollen wir uns der Frage zuwenden, wie die Erstellung derselben funktioniert. Wie entsteht eine Festschrift? Zunächst einmal ein Beispiel dafür, wie wir es nicht gemacht haben:

„Etwa zwei Jahre vor seinem 60. oder 65. Geburtstag oder vor seinem Ausscheiden aus dem aktiven Universitätsdienst sagt der große Meister beim gemeinsamen Nachmittagskaffee im Kreis seiner Institutskollegen und -mitarbeiter eher beiläufig, daß aus diesem Anlaß auf keinen Fall eine Festschrift herausgebracht werden solle. Festschriften seien zwar üblich, er aber würde überhaupt keinen Wert darauf legen. Die Mitarbeiter sehen darin einen dezenten Hinweis: Nunmehr ist es also an der Zeit, mit den Vorbereitungen für die Festschrift zu beginnen. Offiziell darf davon der Chef natürlich nichts erfahren. Schon bei der Auswahl der Autoren, die um einen Beitrag gebeten werden sollen, bei den Verhandlungen mit dem Verlag, der die Festschrift herausbringt, oder bei der Beschaffung von Druckkostenzuschüssen muß man dann aber doch dezent bei ihm rückfragen oder um flankierende Hilfe bitten. Gerne wird auch die Gattin als ‚heimliche‘ Vermittlerin eingeschaltet. Über sie lassen sich auch strenge Direktiven weiterleiten – z.B. wer unbedingt einen Beitrag schreiben müsse, oder wer auf gar keinen Fall darum gebeten werden dürfe. Die Schüler, Freunde und Fachkollegen, die nach diesen vorbereitenden Planungen angeschrieben und um einen Beitrag gebeten werden, sind darob in der Regel alles andere als glücklich. Sie jammern im vertraulichen Gespräch, daß sie in den kommenden Monaten eigentlich ganz andere, wichtigere Verpflichtungen hätten; außerdem sei der gesetzte Ablieferungstermin fürs Manuskript unzumutbar knapp. Letztendlich sagen die meisten dann aber doch zu – weil man bei Herrn oder Frau XYZ nun wirklich nicht nein sagen kann, oder weil es von den Fachkollegen süffisant interpretiert werden könnte, wenn man im Kreise der Festschriften-Gratulanten fehlt. Nach dem Motto ‚do ut des‘ kann man erst recht dann nicht kneifen, wenn der zu ehrende Wissenschaftler umgekehrt schon einmal einen Beitrag für die eigene Festschrift geliefert hat“ (Wardenga & Wirth 1995, S. 15, zit. nach Hoffmann, 2020, S. 130f.).

Auf diese Weise haben wir es nicht gemacht, auch verdankt die Festschrift ihre Entstehung nicht eines zarten Hinweises seitens Brigitte Sindelars. Vielmehr war es Dr. Pap, welche die Idee dazu einbrachte, und wir haben sogleich mit offenen Karten gespielt, indem wir Brigitte Sindelar nach potentiellen Autorinnen und Autoren gefragt haben, von denen die meisten – aber nicht alle – zugesagt haben. Der Rest war dann Routine, Verlag und Buchreihe rasch gefunden, da sich die PTW-Buchreihe aus dem Waxmann Verlag angeboten hat. Selbstverständlich war auch der erhöhte Druckkostenzuschuss wegen des Festeinbandes kein Problem, der Kanzler hat dem sogleich zugestimmt.

Auch mit den Beiträgen selbst hat es kaum Probleme gegeben, sie kamen zumeist fristgerecht und bedurften keiner größeren Korrekturen. Das ist nicht selbstverständlich. Ein anschauliches Beispiel dafür, wie es anders verlaufen kann, ist der Roman „Die Festschrift“ des habilitierten Linguisten Werner Zillig (Zillig, 2004). Das Buch gehört zum Genre der Campus-Romane, die im angelsächsischen Bereich weit verbreitet sind, im deutschsprachigen aber kaum. In dem Roman geht es um den Theologen und Priester Bernhard Selig, der an der katholischen Fakultät der Universität Tübingen angestellt ist und gemeinsam mit zwei Kollegen die Festschrift zum 60. Geburtstag ihres Lehrers herausbringt. Das Buch spielt um die Jahrtausendwende, als es noch notwendig war, ein fertiges Manuskript in ausgedruckter Form einem Verlag zu übergeben, das heißt sämtliche Layout-Arbeiten oblagen den Herausgebern, der Gesamttext musste fix und fertig abgeliefert werden. Eine besondere Herausforderung ist beispielsweise der Artikel eines Theologen und Mathematikers, der kaum in Form zu bringen ist, weil er mithilfe einer Unzahl mathematischer Formeln, die immer wieder durcheinandergeraten, einen Gottesbeweis erstellen will (ebd., S. 94ff.). Das ist aber nur die Spitze des Eisbergs, denn

„überhaupt muß gesagt werden, daß die Art und Anzahl der Fehler und Seltsamkeiten, die sich in den Beiträgen offenbarte, darauf schließen ließ, daß eine große Anzahl der Einsender sich darauf verließen, daß aus eilig hingeworfenen Skripten unter der Kontrolle der Herausgeber erst noch theologische Aufsätze eines gewissen wissenschaftlichen Standards werden würden. Da wurde in souveräner Weise gegen alle Gepflogenheiten verstoßen, die in Hausarbeiten von Proseminaristen in puncto wissenschaftlicher Manuskriptgestaltung wie selbstverständlich eingefordert wurden“ (ebd., S. 35f.).

Oder:

„Der Januar war der Monat des stöhnenden Korrekturlesens [...]. Die Überraschungen vermehrten sich von Beitrag zu Beitrag. Die Schlichtheit, mit der der Emeritus Rottluff seine sieben Seiten gestrickt hatte, indem er einfach das Kapitel über das Fasten aus dem ‚Reallexikon für Antike und Christentum‘ zusammengefaßt, paraphrasiert und mit einigen gelehrten Anmerkungen versehen hatte. Und dazu diese aktualisierende Einleitung, indem er aus einer Frauenzeitschrift eine Passage über die Probleme des Schlankwerdens zitierte!“ (ebd., S. 37).

Dennoch gibt es ein Happyend: Am Ende des Romans wird aus all dem eine solide Festschrift, und Bernhard Selig, der Herausgeber, findet eine Frau und gründet eine Familie, muss aber, da bis dahin katholischer Priester, die Fakultät verlassen.

Mit all diesen Gegebenheiten brauchten wir uns nicht zu beschäftigen, die Gemeinsamkeit besteht aber darin, dass hier nun auch eine fertige Festschrift vorliegt (Rieken, Pap, Heichinger & Rabenstein, 2025) in der Art, wie man es heutzutage erwartet: zunächst ein ansprechendes Titelbild, das nebenbei bemerkt Brigitte selber fotografiert hat. Dann folgt die Titelei – das heißt jene Seiten eines Buchs, die dem eigentlichen Inhalt vorangestellt sind. Darin findet man unter anderem ein Portraitfoto der Gelehrten, wie es in Festschriften üblich ist. Anschließend folgt das Inhaltsverzeichnis, welches die

Aufsätze thematisch ordnet, wodurch der Band in Bibliotheken verschlagwortet werden kann und dadurch für die Wissenschaft eine bessere Sichtbarkeit erhält, zumal der Band in einer Buchreihe erscheint. Und es ist natürlich eine Einleitung vorhanden, die biografische Aspekte skizziert und die Inhalte strukturiert. Last but not least findet man am Schluss des Bandes eine Bibliographie der Schriften Brigitte Sindelars sowie Kurzportraits der Beiträgerinnen und Beiträger.

Zunächst haben wir eine Grobgliederung in zwei Teile vorgenommen, nämlich erstens Persönliches und Biografisches sowie zweitens Fachliches. Das war notwendig, weil sich insgesamt fünf Beiträge mit persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Brigitte Sindelar beschäftigen. Liest man sie allzumal, erhält man einen sehr schönen Einblick in ihr Wirken und auch in ihre Persönlichkeit, vor allem vermittelt durch den Beitrag ihres Sohnes Christoph Sindelar. Er steht daher am Anfang, gefolgt von Aufsätzen bzw. Interviews von Thomas Barth, Dominik Mihalits, Giselher Guttman sowie von Nathalie McGuire und Alfred Pritz. Der zweite Teil mit den Fachartikeln ist natürlich umfangreicher und gliedert sich in vier Kapitel. Das erste lautet „Psychotherapieausbildung, Schule, Spiel“. Darin äußert sich Jutta Fiegl über die Altersgrenze in der Psychotherapieausbildung, Eva Pritz über Ethik an den Psychotherapie-Ambulanzen der SFU, Reinhold Popp über Zukunftsperspektiven in Schule bzw. Bildung sowie der Autor dieser Zeilen über Modelleisenbahnen und die Bedeutung des Spiels für die kindliche Entwicklung.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich – wie könnte es anders sein? – mit der Individualpsychologie. Martin Jandl thematisiert Fiktionen, Gabriela Pap und Martina Heichinger Geschlechterkonzepte im Aufbruch, Susanne Rabenstein das Kinderbuch „Der Grüffelo“ und Heinz Laubreuter unter anderem Teilleistungsschwächen.

Das dritte Kapitel widmet sich „Spezielle[n] Fragestellungen der Psychotherapiewissenschaft“. Dorothea Oberegelsbacher befasst sich mit dem Mütterlichen in der Musiktherapie, Maria Gren mit psychischen Herausforderungen bei ukrainischen Flüchtlingskindern sowie Raphaela Schneider und Christiane Eichenberg mit künstlicher Intelligenz im Bereich E-Mental-Health.

Das vierte Kapitel fällt ein wenig aus der Reihe und besteht aus nur einem Beitrag, verfasst von Diana zu Hohenlohe, die sich damit beschäftigt, wie mit dem Widerruf der Akkreditierung eines Studiengangs an Privatuniversitäten umzugehen ist.

So viel dazu. Jetzt bleibt noch die angenehme Aufgabe übrig, Dir, liebe Brigitte, die Festschrift im Namen der Herausgeberinnen und des Herausgebers sowie der Autorinnen und Autoren zu überreichen!

Literatur

Barth, Alfred (2019). Publish or Perish! Ein Schwarzbuch der Wissenschaft. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz.

- Campbell, Donald T. (1985). Häuptlinge und Rituale. Das Sozialsystem der Wissenschaft als Stammesorganisation. In Wolfgang Bonß & Heinz Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*. Soziale Welt, Sonderband 3, 257–274.
- Dimbath, Oliver (2020). Die Festschrift als wissenschaftliches Tributsystem. Überlegungen zur Soziologie der Festschrift aus der Perspektive einer Theorie der Gabe. In Marc Hannappel & Fabian Fries (Hrsg.), *Die Freunde der italienischen Oper. Eine kleine Soziologie der Festschrift* (S. 19–54). Wiesbaden: Springer VS.
- Hannappel, Marc & Fries, Fabian (2020). Einleitende Gedanken über eine Soziologie der Festschrift. In Marc Hannappel & Fabian Fries (Hrsg.), *Die Freunde der italienischen Oper. Eine kleine Soziologie der Festschrift* (S. 1–18). Wiesbaden: Springer VS.
- Hoffmann, Nicole (2020). Vom Eigensinn akademischer Festschriften im Kontext der Gestaltung von Übergängen. Überlegungen im Anschluss an „Les Rites de Passage“. In Marc Hannappel & Fabian Fries (Hrsg.), *Die Freunde der italienischen Oper. Eine kleine Soziologie der Festschrift* (S. 117–149). Wiesbaden: Springer VS.
- Mauss, Marcel (1990). *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Micus, Matthias & Butzlaff, Felix (2016). Editorial. INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, Sonderheft 2016, 1–9.
- Rieken, Bernd; Pap, Gabriela; Heichinger, Martina & Rabenstein, Susanne (Hrsg.) (2025). *Heilen – Bilden – Lehren – Forschen. Festschrift für Brigitte Sindelar*. Münster: Waxmann (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Bd. 46).
- Seiler, Jörg (2010). Sammelsurium statt Innovation? Eine Apologie für Festschriften und Sammelbände. In Kathrin Ruhl, Nina Mahrt & Johanna Töbel (Hrsg.), *Publizieren während der Promotion* (S. 89–94). Wiesbaden: VS Verlag.
- Simon, Michael (2021). „Weißt Du noch, wann wir gemeinsam Walter Kempowski in Nartum besucht haben?“ Erinnerungen an eine Fahrt zum „Archiv für unpublizierte Autobiographien“. In: P. Himstedt-Vaid, Susanne Hose, Holger Meyer & Siegfried Neumann (Hrsg.), *Von Mund zu Ohr via Archiv in die Welt. Beiträge zum mündlichen, literarischen und medialen Erzählen. Festschrift für Christoph Schmitt* (S. 427–443). Münster: Waxmann (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 9).
- Wardenga, Ute & Wirth, Eugen (1995). Geographische Festschriften. Institution, Ritual oder Theaterspielen? *Geographische Zeitschrift*, 83(1), 1–20.
- Zillig, Werner (2004). *Die Festschrift. Ein Roman*. Tübingen: Klöpfer & Meyer.

Autor

Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
Fakultät für Psychotherapiewissenschaft
Freudplatz 11010 Wien
Tel: +43 (0)1 798 40 98/ 409
E-Mail: bernd.rieken@sfu.ac.at

Bernd Rieken, geboren und aufgewachsen in Ostfriesland, Studium der Deutschen Philologie, Geschichte, Politikwissenschaft, Philosophie, Lehramt Philosophie/Psychologie/Pädagogik und Volkskunde an den Universitäten Mannheim und Wien. Zunächst AHS-Lehrer in Wien, dann Habilitation für Europäische Ethnologie (Volkskunde) an der Universität Wien, Vertretungsprofessur am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der LMU München, von 2007–2023 Leiter des Doktoratsstudiums der Psychotherapiewissenschaft an der SFU, weiterhin Leiter des Instituts für Katastrophenforschung und des Fachspezifikums Individualpsychologie an der SFU, freiberuflicher Psychotherapeut und Lehranalytiker in Baden bei Wien.